

Friedrich Ani

DIE ERFINDUNG DES ABSCHIEDS

Ein Tabor-Süden-Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

Dieser Titel erschien im Knaur Taschenbuch Verlag 2001 bereits
unter der Bandnummer 61902

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuch-Neuausgabe Juli 2011
© 2001 Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: plainpicture/Readymade-Images/Axel Dupeux
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-51174-9

2 4 5 3 1

But memories don't make it easier.

Buffy Sainte-Marie

Inhalt

Prolog	9
Erster Teil	
1 Schöner Planet im Spiegel	15
2 Sag ihm, ich versteh ihn nicht	32
3 Hotel der hellen Träume	56
4 Die Wiege der Lüge	81
5 Später, wann ist das?	102
6 Spezialisten der Nacht	127
7 Tabor Süden	160
8 Kleine Welt am Ende	200
9 Der einfachste Weg	252
Zweiter Teil	
10 Treffpunkt für verlorene Kinder	263
11 Rückkehr ins Fegefeuer	291
12 Heimat des Bieres, des Weines und des Blutes	325
13 Dreizehn	349
14 Die Ungetrösteten essen allein	350
15 Südens Reise nach Norden	376
16 Felsen der mutigen Vögel	405
17 Gottesdienst ohne Gott	427
18 Das Glück der Lebenden	449
Epilog	457

Er war ein Baum im Regen, ein nackter Mann mit erhobenen Armen. Sein Blick hing an etwas, das einer verschrumpelten Wurzel glich. Sie wuchs aus einem Erdhügel und bewegte sich wie bei einem Tanz. Der Mann tat keinen Mucks. Ignorierte den Wind, der seinen Körper mit einer Gänsehaut überzog, die Tannennadeln im Morast und das Wasser, das ihm von den Haaren in die Ohren lief, was sich anfühlte, als krieche ein eisiger schleimiger Wurm in ihn hinein.

Regungslos hielt der Mann die Arme hoch, drückte den Ballen seines rechten Fußes gegen den Oberschenkel des linken Beines, und sein Geschlecht kitzelte ihn an der Ferse. Seit einer Viertelstunde stand er so da, auf einem Bein, ruhig und kraftvoll, die Hände über dem Kopf wie zum Gebet gefaltet, und die tanzende Wurzel beobachtete ihn aus winzigen braunen Augen.

Die Dunkelheit funkelte von den dünnen Strahlen des Regens, dessen monotones Plätschern das einzige Geräusch im Wald war. Es schien, als bringe der Regen sein Glitzern aus den Wolken mit, die schwarz und fern am Himmel hingen und den Mond begraben hatten.

Umkränzt vom hellen Regen, ragte der Mann aus der Finsternis und rührte sich nicht. Seine Kleider lagen trocken und frisch gewaschen ein paar Meter entfernt in der Hütte; er verschwendete keinen Gedanken an sie, obwohl er fror und allmählich seine Glieder nicht mehr spürte. Jeden Tag und jede Nacht, zum immer gleichen Zeitpunkt, trat er nackt vor seine Hütte und begann mit seiner Übung. Das tat er, seit er hier lebte, seit neun Monaten, und er erschrak längst nicht mehr, wenn er plötzlich die Wurzel bemerkte, die ihn anstarrte und vor ihm auf und ab hüpfte.

Nur beim allerersten Mal war er zusammengezuckt und hatte die Kontrolle über seinen Körper verloren; er rutschte aus und fiel hin und hörte ein gackerndes Lachen; es kam aus dem Erdhügel, und er kniete sich hin und kniff die Augen zusammen, damit er besser sehen konnte. Was auf den ersten Blick wie totes Wurzelwerk aussah, entpuppte sich als springlebendig.

Seither hatte er einen Freund, den einzigen in diesem vielstimmigen Dschungel voller Bäume und Tiere; fernab der Stadt und des Dorfes, das fünf Kilometer weit weg war, hatte er einen ständigen Begleiter mit einer roten Knollennase und trüben Augen im aufgedunsenen Gesicht, den er Asfur nannte. Nach dem ersten Schrecken, als ihm bewusst wurde, wie wenig er bisher von der Welt gesehen hatte, und einem flüchtigen Zorn, den er empfand, weil er sich in seiner Einsamkeit bedroht fühlte, lud er Asfur zu sich ein, und sie tranken Brüderschaft. Asfur war fast doppelt so alt wie er, seine Haut runzelig und sein Gebiss ein Trümmerfeld; doch dafür war er doppelt so lustig, ein Witzbold, wann immer er auftauchte.

Als der Mann ihn jetzt ansah, ohne dass sich seine Pupillen bewegten, stutzte er und geriet beinah ins Wanken. Auf Asfurs Kopf thronte eine grüne flache Mütze mit einem zwölfzackigen Stern in der Mitte, der das Wappen einer Stadt enthielt. Diesen Stern erkannte der Mann sofort: das Symbol der deutschen Polizei. Mit seinen verkrümmten Fingern zog sich Asfur die Mütze ins Gesicht, hob die Hand und salutierte, knickte, wie der Mann vor ihm, ein Bein ab und drehte sich im Kreis. Der Mann hatte keine Ahnung, wann Asfur die Mütze, die ihm mindestens zwei Nummern zu groß war, aufgesetzt hatte, denn bis zu diesem Augenblick war er wie immer kahlköpfig auf dem Erdhügel herumgehüpft und

wollte Unruhe stiften; das war ihm noch nie gelungen. Bis heute. Beim Anblick der Mütze, die der Mann so gut kannte, weil er sie vor vielen Jahren selbst jeden Tag getragen hatte, und der Gestalt, deren Gesicht bis zur Hälfte unter der Kopfbedeckung verschwand, konnte er sich nicht mehr beherrschen. Wie ein Donner kam das Lachen aus seinem Mund. Er stemmte die Hände in die Hüften und lachte so laut, dass er ein Echo entfachte. Nackt, nass und starr vor Kälte, stand er nun breitbeinig bis zu den Knöcheln in der lehmigen Erde und lachte sich die Lunge wund. Er wollte an sich halten, aber er konnte nicht. Als würde sich seine Stimme an diesem voluminösen Brüllen weiden, dröhnte sie durch die Nacht und ließ den Wald erschauern. Asfur hüpfte weiter auf einem Bein im Kreis, und sein gedrungener Kopf schien sich immer tiefer in die Stoffhöhle hineinzuschrauben.

Endlich hörte der Mann auf zu lachen.

Schlagartig war es still, verstummte das Echo, sogar der Regen fiel leiser. Der Mann ließ die Arme sinken, sein Blick wurde müde und bleiern. Er schaute zum Erdhügel, und obwohl es so dunkel war, als stehe er hinter einem undurchsichtigen Vorhang, wusste er, dass er allein war und niemand vor ihm tanzte mit einer grünen Mütze auf dem Kopf. Er hatte, das begriff er jetzt, nicht aus Übermut und Lust gelacht, sondern aus Furcht. Weil die alte Angst ihn wieder gepackt und geschüttelt und seine Stimme in Hysterie versetzt hatte, die Angst seines bisherigen Lebens. Dieses Leben wollte er ablegen wie einen zwecklosen Mantel, den er nicht loswurde, ganz gleich, wie oft er nackt über die Erde kroch und um Vergebung flehte. Er war der Mann, den sein Schatten warf, auch jetzt, lang nach Mitternacht im lichtlosen Wald. Und wenn er, zurück in der Hütte, die Daunendecke um sich schlang und vor den Resten des Kaminfeuers kniete, nahm

sein Schatten ihn mit ins stickige Labyrinth seiner Träume, aus denen er stundenlang nicht mehr herausfand. Bis zum Morgen glühte sein Körper in Schweiß. Und wenn er dann aufstand und zur Tür wankte, fürchtete er nichts mehr, als sie zu öffnen. Jedes Mal glaubte er, die junge Frau steht draußen und fragt ihn, wo er so lange gewesen ist. Und er hat keine Antwort außer: Ich hab dich nicht gefunden. Aber das kümmert die Frau nicht mehr, denn sie hört nicht mehr und sieht nicht mehr und hat keinen Hunger mehr, sie hat ihre Fingernägel gegessen, alle zehn, und niemand hat ihr das verboten, weil sie alleine war da unten in der Kiste.

»O GOTT!«, schrie er so laut, wie er zuvor gelacht hatte, und das Echo kam zurück mit GOTT.

Dann wandte er sich um und blickte hinunter in die Schlucht, wie er es immer am Ende seiner Übung tat. Und er atmete erleichtert auf. Er hörte ein sanftes Rascheln, wie Katzenpfoten auf Stanniolpapier, und er wusste, Asfur war in der Nähe und passte auf, dass er keine Dummheiten machte.

Also hob der Mann den rechten Arm und winkte in die Dunkelheit, und für eine Sekunde hörte das Rascheln auf, und er dachte: Er winkt mir zurück. Und er hatte wieder dieses leichte Brennen in der Brust, das seinen Schmerz linderte, zumindest eine Zeit lang, und dafür war er Asfur dankbar, denn es war dessen Winken, das ihm Linderung brachte, ohne dass er je begreifen würde, wie dies möglich war.

Vielleicht wurde er langsam verrückt. Aber er hatte noch Hoffnung, ja, er hatte noch Hoffnung.

ERSTER TEIL

1

An einem Tag wie diesem konnte sie es nie fassen, dass sie immer noch in einem Büro arbeitete, immer noch um sieben Uhr aufstehen musste und sich durch den Morgenverkehr quälen, die aggressiven Gesten der Autofahrer und die gequälten Scherze der Radiomoderatoren ertragen, einen Parkplatz suchen und sich vom Pförtner fragen lassen, ob auf der Leopoldstraße wieder Stau gewesen war. An Tagen wie heute blieb sie länger als sonst, viel länger, auf dem Rücken liegen und starrte an die Decke. Und eine Frage, in roter fluoreszierender Schrift, leuchtete dort oben auf: *Wieso, verdammt noch mal, bin ich Beamtin geworden?*, und sie schloss die Augen und stellte sich vor, wie die Sonne in ihr Zimmer schien und die Gegenwart wie ein Eiswürfel einfach wegschmolz.

An einem Tag wie diesem, der trostlos trüb und farbenlos begann, an dem die Müllmänner die Container über den Asphalt scheppern ließen und sich lauter interessante Dinge zuschrien, ein unverständliches Gemisch aus Bayerisch und Türkisch – an so einem Tag verpasste Sonja Feyerabend ihrem piependen Digitalwecker eine Ohrfeige, drehte sich auf den Rücken und starrte an die Decke. *Wieso, verdammt noch mal ...*

Das Telefon klingelte, und sie erschrak.

Bis sie aus dem Bett gestakst, den Apparat erreicht, ihn herumgedreht und leise gestellt hatte, explodierten die Sekunden in ihrem Kopf, und ihr Fauchen klang bedrohlich.

»Ja!«

Niemand meldete sich. Sonja legte sofort auf und knallte den Apparat aufs Fensterbrett, wo er unter den langen Blättern einer Palme ein Schattendasein führte; das war weiter nicht

von Bedeutung, da Sonja kaum private Anrufe erhielt, und wenn doch gelegentlich jemand versuchte, sie zu erreichen, ging sie meist nicht dran. Im Laufe der vergangenen Jahre hatte sich ihr Freundeskreis auf eine Frau und drei Männer reduziert, mit denen sie regelmäßig Kontakt hatte, wobei sie die Frau lediglich im Fitnesscenter traf und anschließend zu einer Reihe von Weißbieren, was ihre Freundschaft aber nicht vertiefte. Von den drei Männern lebte einer als Makler in der Nähe von Hamburg. Er hatte, seit er verheiratet war, moralische Bedenken, was seine Anwesenheit in München aus Sonjas Sicht weitgehend überflüssig machte, auch wenn sie sich nach wie vor über seine krakelig geschriebenen Briefe freute. Einem der beiden anderen Männer begegnete sie fast täglich bei der Arbeit, und da sich ihre gegenseitigen, tief greifenden Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf die Ehe inzwischen in Luft aufgelöst hatten, redeten sie viel und vertraut miteinander, gingen zwei bis dreimal im Monat zusammen essen und versicherten einander ihre immer währende Zuneigung. Der dritte Mann war in ihren Augen ein Kannibale, denn er hatte die Hälfte ihres Herzens gefressen. Dieser Mann rief seit Monaten nicht mehr an. Und das war auch besser so. Manchmal. Manchmal nicht. Dann hasste sie ihn, weil er nicht anrief, und dann ging sie erst recht nicht ans Telefon, wenn es klingelte.

»Ja!«, fauchte sie in den Hörer, denn es hatte wieder geklingelt.

»Was ist mit dir los, schwere Nacht gehabt?«, sagte eine Stimme, die sie nicht gleich erkannte.

»Schrei nicht so!«

Mit dem Telefon in der Hand ging sie ins Bad, an dessen Tür ein Schild hing, auf dem in blauer Kinderschrift geschrieben stand: *Badezimmer*. Das war ihre allmorgendliche Erinne-

rung daran, dass es sich bei dem Kabuff hinter der Tür um ein *Zimmer* handelte, und zwar um ein *Badezimmer*, auch wenn die Wanne zu kurz war und das Waschbecken zu mickrig und die Toilette zu nah an der Wand klebte; trotz aller Mängel – zudem war der Spiegel schlecht geschliffen und viel zu klein, um sich ordentlich schminken zu können, und das weiße Licht klatschte einem eine Maske ins Gesicht wie aus einem Horrorfilm – handelte es sich hier um *ihr Badezimmer*, und die Betonung lag auf dem kleinen Wörtchen *ihr*, weil diesen Raum niemand außer ihr okkupierte. Und das war vielleicht die größte Freiheit nach dem Auszug aus der hundertfünfundsechzig Quadratmeter großen Altbauwohnung, in der sie mit Karl zwei Jahre lang das Eheleben geprobt und ja gehaucht hatte, als er ihr bei Kerzenschein die entscheidende Frage stellte. Danach folgte jener Irlandurlaub, der alles beendete.

Wenigstens hatte sie nun ein eigenes Badezimmer, und das, fand sie, stand ihr zu mit einundvierzig Jahren.

»In deinem Alter darfst du nicht mehr so viel trinken«, sagte die Stimme, und Sonja legte auf. Sie wusste jetzt, wer am Apparat war. Sie ließ heißes Wasser in die Wanne laufen, während sie sich die Zähne putzte und darauf achtete, nicht aus Versehen in den Spiegel zu schauen. In wenigen Minuten würde er von Dampf beschlagen sein, und dann konnte sie gefahrlos den Kopf heben.

Es klingelte zum dritten Mal, und sie wartete ab. Dann klemmte sie sich den Hörer zwischen Kinn und Schulter und regulierte die Wassertemperatur. Sie drehte an den Hähnen, bis das Wasser eher heiß als lau war, aber nicht zu heiß, damit sie sich sofort hineinsetzen konnte, und es durfte auch nicht zu lau sein, denn sonst würde sie frieren, und das war das Schlimmste um diese Zeit.

»Du musst sofort kommen«, sagte die Stimme.

»Ja«, sagte Sonja.

»Sofort!«

Nie mehr würde ihr morgens um sieben irgendjemand sagen, was sie zu tun habe; dafür nahm sie ein Loch als Badezimmer in Kauf, ein Achtunddreißig-Quadratmeter-Appartement für neunhundert Mark in Milbertshofen und zwei Fenster, die auf einen betonierten Hof hinausgingen, wo die Skater am Sonntagmorgen gute Laune verbreiteten. Das war der Preis fürs Alleinsein, und in Momenten wie diesen wusste sie, dass er nicht zu hoch war.

»Wir haben einen Vermissten, einen neunjährigen Jungen«, sagte Karl. Und weil er nichts weiter hörte als das Rauschen des Badewassers und ein leises Plätschern, fuhr er fort: »Die Mutter war bei uns. Ihr Schwiegervater wird heute beerdigt, und jetzt ist auch noch ihr Junge weg. Anscheinend ist er mit dem Tod seines Großvaters nicht zurechtgekommen. Hörst du mir zu?«

Sonja drückte die Toilettenspülung, stellte das Telefon auf den Wannenrand, legte den Hörer daneben und zog ihr T-Shirt aus, das einzige Kleidungsstück, das sie nachts trug. Sie hängte es über die Handtuchstange, die sie eigenhändig in die Wand gedübelt hatte, und blickte zufrieden in den Spiegel: Er war vollkommen beschlagen.

»Sonja, verdammt!« Die Stimme kam laut aus dem roten Hörer und wurde immer lauter. »Was ist denn mit dir los? Wir müssen diesen Jungen finden, und du badest in aller Ruhe. Komm hierher, das ist dein Job!«

»Guten Morgen, Karl«, sagte sie in den Hörer, ohne diesen in die Hand zu nehmen; sie neigte den Kopf und sprach schräg zum Wannenrand. Dann drehte sie den Hahn zu und steckte ihren linken Fuß ins Wasser. Es war zu warm, aber nicht

heiß, also stieg sie hinein, stemmte die Arme auf den Rand und glitt langsam nach unten. Als sie ihre Beine ausstreckte, ragten ihre Füße und ein Großteil ihrer Unterschenkel aus dem Wasser. Sie nahm den Hörer in die Hand.

»Seit wann ist der Junge verschwunden?«, fragte sie.

»Das wissen wir noch nicht genau«, sagte Karl. Keiner von beiden schien sich noch daran zu erinnern, wie sie soeben miteinander umgesprungen waren. »Die Mutter sagt, sie wollte ihn wecken, aber da war er schon weg. Das war gegen halb sechs.«

»So früh?« Sie lag mit geschlossenen Augen im dampfenden Wasser und konzentrierte sich auf jedes Wort.

»Die Familie wohnt in Pasing, und die Beerdigung ist auf dem Ostfriedhof. Der Mann hat in Giesing gewohnt.«

»Und der Vater?«

»Der Vater ist das nächste Problem. Er wohnt nicht mehr zu Hause, jedenfalls nicht ständig, hat eine Freundin in der Stadt, irgendwo beim Hauptbahnhof.«

»Die Mutter weiß also nicht, wo ihr Mann ist, wenn er nicht zu Hause ist.«

»Sie weiß es nicht, auch wenn sie behauptet hat, ihr fällt gerade der Straßename nicht ein, weil sie so nervös ist wegen ihrem verschwundenen Jungen.«

»Du hast also nicht mit dem Vater gesprochen«, sagte Sonja und öffnete die Augen. Schweiß lief ihr über den Hals, und sie tauchte ihre Füße ins Wasser und stützte sich mit dem Ellbogen auf dem Knie ab. »Er weiß also noch nichts davon.«

»Nein«, sagte Karl, und man hörte etwas klappern. »Entschuldigung, mir ist der Kaffeelöffel runtergefallen. Der Mann weiß noch nicht, dass sein Sohn verschwunden ist, aber er wird zur Beerdigung erwartet.«

»Wann findet die statt?«

»Um acht. Ich möchte, dass du hinfährst und mit den Leuten redest«, sagte er und trank einen Schluck Kaffee.

»Vielleicht kommt der Junge von selber hin.«

»Das hab ich der Mutter auch gesagt, aber sie glaubt es nicht. Er ist nämlich nicht zum ersten Mal ausgebüchst.«

»Mit neun Jahren?«

»Ja.«

Das war ungewöhnlich; wenn sie sich richtig erinnerte, gab es in den zweieinhalb Jahren, seit sie in der Vermisstenstelle der Kriminalpolizei arbeitete, keinen einzigen Fall, bei dem ein Kind weggelaufen wäre, das jünger als zehn Jahre war; die meisten waren zwischen vierzehn und achtzehn, überwiegend Mädchen, die nach wenigen Tagen oder Wochen wieder auftauchten. Sonja kannte ein Mädchen, das schon fünfzehnmal ausgebüchst und wieder zurückgekommen war und dessen Eltern eine Menge Geld zum Psychologen trugen, ohne dass sie bei ihrer Erziehung Fortschritte machten.

»Wie oft?«, fragte sie.

»Die Mutter sagt, zweimal. Aber ich fürchte, das stimmt nicht. Sie hat panische Angst, dass ihrem Jungen was zugestoßen sein könnte.«

»Warte.« Sie legte den Hörer auf den Rand der Wanne, nahm die Flasche mit Rosmarinöl, träufelte einige Tropfen ins Wasser, rührte mit beiden Händen um, lehnte sich noch einmal zurück, atmete den süßlichen Duft ein und schloss die Augen. Dann gab sie sich einen Ruck, stieg aus der Wanne, so dass das Wasser auf den grauen Steinboden platschte, riss das grüne Handtuch von der Stange und rubbelte sich ab.

»Hallo! Hallo!«

Unter dem rauen Handtuch hatte die Stimme nichts zu suchen.

Seit Sonja ihre braunen Haare nicht nur radikal kurz geschnitten, sondern auch hellblond gefärbt hatte, begeisterte sie sich jedes Mal, wenn sie sie wusch, an der Vorstellung, sie greife in eine weiche Sonne, die auf ihrem Kopf saß und sie wärmte. Zur endgültigen Verblüffung ihrer Kollegen, besonders ihrer Kolleginnen, hatte sie sich in ihre stiftenkopffartige Frisur eine Art ungebleichten Scheitel ziehen lassen, der nicht in gerader Linie von vorne nach hinten verlief, sondern wie ein mäanderndes Rinnsal ihren Schädel überquerte, ein Überbleibsel der Naturfarbe Braun.

Sie zog den Stöpsel aus der Wanne und nahm wieder den Telefonhörer in die Hand. Damit beendete sie ihr allmorgendliches Baderitual. Mit der Unterseite der linken Faust wischte sie einen Kreis in den beschlagenen Spiegel, etwa so groß wie ihr Gesicht, und betrachtete sich. Ihre grünen Augen, ihre hohe Stirn, auf der ein paar Wassertropfen glitzerten, die schmale Nase, deren Spitze zaghaft nach oben zeigte, was sie ein wenig ärgerte, ihre Lippen, deren perfekte Form sie immer wieder bewunderte, vor allem wenn sie sie glutrot schminkte und es sich nicht verkneifen konnte, ihr Spiegelbild auf den Mund zu küssen; sie sah die glatte, hellbraune Haut ihrer vollen, aber nicht zu vollen Wangen – und alles, was sie sah, gefiel ihr, und sie sagte: »Gut schau ich aus«, lächelte, verweilte einen Moment im Anblick des schönsten Planeten ihres Universums und ging dann nackt in den Flur, um frische Unterwäsche aus dem Schrank zu holen.

»Ich bin froh, dass wir nicht mehr zusammenwohnen«, sagte Karl. Sie antwortete nicht. Sie war mit ihrem Büstenhalter beschäftigt, nachdem sie ihre Brüste kurz gestreichelt hatte, und entschied sich für einen schwarzen Rollkragenpullover und eine schwarze Jeans. Immerhin stand ihr eine Beerdigung bevor.

»Wo hat er sich denn vorher immer versteckt?«, fragte sie und hielt Ausschau nach der Bürste für ihre schwarzen, knöchelhohen Stiefel.

»Angeblich bei seinem Vater, unsere Informationen sind noch sehr vage. Deswegen musst du versuchen, von Frau zu Frau die Mutter zum Sprechen zu bringen. Martin wird auch dort sein, er soll sich um den Vater kümmern.«

»Schöne Bescherung, diese Beerdigung«, sagte sie. Sie fand die Bürste unter einem Haufen Plastiktüten, die sie für ihren Mülleimer in der Küche hortete. »Und die Mutter hat seit dem Verschwinden ihres Sohnes noch nicht mit ihrem Mann gesprochen?«

»Nein, sie weiß ja nicht, wo er steckt.«

»Keine Telefonnummer?«

»Nein.«

»Glaub ich nicht.« Den Hörer zwischen Schulter und Wange, zog sie ihren schwarzen, knielangen Wollmantel an, ließ den Hörer los und fing ihn mit der linken Hand auf, klemmte ihn unters Kinn und griff nach ihrer Schirmmütze aus Leder, die an der Spitze des Chromständers baumelte. »Die Frau weiß ganz genau, wo ihr Mann ist.«

»Und warum sagt sie's uns dann nicht?«

»Vielleicht, weil sie weiß, dass ihr Mann keine Polizei mag und was dagegen hat, wenn ausgerechnet sie ihm die Bullen vorbeischickt.«

»Es geht um ihren Sohn, Sonja! Glaubst du, dass bei ihr die Angst vor ihrem Mann größer ist als die Sorge um ihren kleinen Jungen?«

»Nein«, sagte sie, »aber im Moment hat sie ohne ihren Mann schon genug Angst. Wie heißt der Junge?« Kaffee – wo gab es auf der Strecke von der Kollwitzstraße, in der sie wohnte, bis zum Ostfriedhof ein Stehcafé direkt an der Straße? Eine

Beerdigung am Montagmorgen ohne starken Kaffee vorher – da konnte sie sich gleich mit in die Grube legen!

»Raphael Vogel, er ist neun, wie gesagt. Der Mann, der beerdigt wird, Raphaels Großvater, heißt Georg Vogel, vierundfünfzig, starb an Lungenkrebs, von Beruf Straßenbahnfahrer.«

»Straßenbahnfahrer?« Sie hatte eine Konkurrentin, die Straßenbahnfahrerin war, die einzige Frau, die sie jemals als echte Gegnerin auf dem Feld der Liebe akzeptiert hatte ...

»... Kaufhausdetektiv, aber sie haben ihn rausgeschmissen. Hallo!«

»Was?« Sie hatte nicht zugehört, das Bild jener Frau war plötzlich in dem Sonnenaufgang erschienen, der als vergrößerte Fotografie in einem roten Rahmen an der Wand hing.

»Ich glaub, du bist gestern ganz schön versackt«, sagte Karl, und jemand redete mit ihm, eindringlich, so dass er das Gespräch mit Sonja unterbrechen musste.

»Hör zu«, sagte er dann zu ihr, »das war der Vater, er ist auf dem Weg zum Ostfriedhof, angeblich hat sich sein Sohn bei ihm gemeldet, telefonisch, woraufhin er zu Hause anrief, da war aber niemand, allerdings hat Kirsten Vogel ...«

»Ist das die Mutter?«

»Das hab ich dir doch gerade gesagt, Kirsten Vogel, hör mir bitte zu! Und der Vater heißt Thomas Vogel, ein ehemaliger Kaufhausdetektiv, wie gesagt, im Moment arbeitslos, also ...« Er hustete und trank einen Schluck Kaffee, und Sonja wusste, was er gerade tat und war neidisch. »Also, Kirsten Vogel hat auf ihrem Anrufbeantworter hinterlassen, dass sie bei der Polizei ist, für den Fall, ihr Sohn meldet sich bei ihr. So kam Vogel auf uns.«

»Gibst du die Fahndung jetzt gleich raus?« Irgendwo rund

um den Ostfriedhof *musste* es ein Café geben, in dem man auf die Schnelle etwas trinken konnte!

»Ich warte auf deinen Anruf. Vielleicht taucht der Junge ja auf. Ich schick euch noch zwei Streifenwagen vorbei, die Kollegen behalten die Eingänge im Auge. Wenn Raphael nicht auftaucht und die Eltern nichts von ihm gehört haben, beginnen wir mit der Suche. Noch was?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich hab dich was gefragt!«, rief Karl Funkel ins Telefon.

»Nein«, sagte sie.

»Warst du lange aus?«

Sie legte einfach auf und verließ die Wohnung. Nach dem Sport war sie gestern Abend mit Edith noch auf ein Weißbier gegangen, und es wurden fünf für jede von ihnen. Anschließend radelte sie ohne Licht, das kaputt war, nach Hause. Wenn Sonja etwas getrunken hatte, lehnte sie es strikt ab, mit dem Auto zu fahren.

Im vierten Stock des Dezernats, das Karl Funkel als Kriminaloberrat leitete und dem vier Kommissariate angehörten – das K 111 (Mordkommission), das K 112 (Todesermittlung), das K 113 (Brandfahndung und Umweltdelikte) und das K 114 (Vermisste und unbekannte Tote) –, herrschte um diese Zeit, kurz vor acht Uhr morgens, noch wenig Betrieb; nach einer Nacht ohne größere Einsätze und Anrufe verwirrter oder betrunkenen Bürger, die sich über etwas oder jemanden beschwerten und dann vergaßen, wieso, waren die Beamten der Nachtschicht gerade heimgegangen; die erste Konferenz, die Funkel einberufen hatte, fand in einer Stunde statt. Bis dahin wollte er sich in aller Ruhe mit den Kollegen der Vermisstenstelle über das weitere Vorgehen im Fall Raphael Vogel beraten. Was, so wie er die Lage im Moment

einschätzte, darauf hinauslief, dass sie eine Einsatzhundertschaft anfordern und einen Hubschrauber bereitstellen mussten, um die Gegend nach dem Jungen abzusuchen. Wo bei die Bezeichnung *Gegend* ein weites Feld war: Von der Wohnung seiner Eltern in Pasing, einem der westlichsten Stadtteile Münchens, konnte Raphael ebenso gut stadteinwärts gelaufen sein, möglicherweise in Richtung Ostfriedhof, wo sein Opa beerdigt wurde, oder – aus Gründen, die bisher niemand kannte – nach Süden, entlang der Würm in Richtung Gräfelfing, Planegg, Krailling. Aber warum? Und wen könnte er dort treffen?

»Morgen, Herr Funkel!«

Er drehte sich um. »Morgen, Vroni, ich hab gleich Arbeit für Sie, ein Tonbandprotokoll, geht ziemlich durcheinander, weil mich die Frau dauernd unterbrochen hat. Ihr neunjähriger Junge ist weggelaufen.«

»Oje, das ist natürlich schlimm. Ich tipp das gleich runter, mach ich doch. Kaffee gibt's auch schon, wie ich seh. Und riech!« Veronika Bautz, Funkels vierundvierzigjährige Sekretärin, warf ihm ihr unerschütterliches Lächeln zu, nahm die Kassette, die er ihr in die Hand drückte, und ging zur Spüle. Mit einem freundlichen Nicken und der Kaffeetasche in der Hand schloss sie die Tür zum Chefzimmer.

Funkel sah wieder hinunter zum Hauptbahnhof. Ein Kommen und Gehen, Taxis warteten in langen Schlangen auf Kunden, die Obdachlosen hockten auf den Stufen, tranken Wein und Schnaps, hielten gelegentlich die Hand zum Betteln hoch, mühsam und zitternd, und wenn sie Pech hatten, setzte sich eine Taube drauf und pickte sie in die Finger.

Seit elf Jahren leitete Karl Funkel das Dezernat. Seine Kollegen, von denen er einige seit langem kannte, bildeten ein zuverlässiges Team, auf das er sich auch in Zeiten schlechter

Presse oder hausinterner Zwistigkeiten verlassen konnte. Was er an einer Organisation wie der Polizei schätzte, war der Teamgeist, eine Form familiärer Verbundenheit, der man sich sowohl im Dienst als auch im Privatleben verpflichtet fühlte, die ihren Wert besaß, auch wenn ständig behauptet wurde, es gebe solche Werte heute nicht mehr. Mit den Sorgen und Krisen seiner Leute setzte er sich so intensiv auseinander, als handle es sich um wichtige fahndungstechnische Angelegenheiten oder um Mitglieder seiner Familie. Die er nicht hatte. Er war solo, und seit der gescheiterten Verlobung mit Sonja Feyerabend hatte er kein Verhältnis mehr gehabt, das länger als zwei Monate dauerte.

Nicht aus Überzeugung war Karl Funkel vor vierunddreißig Jahren zur Polizei gegangen, eher aus Faulheit, weil er nicht wusste, welchen Berufsweg er einschlagen sollte, und vor allem, weil er keinen Wehrdienst leisten wollte. Sich auf einem Kasernenhof herumkommandieren zu lassen, erschien ihm 1964, dem Jahr, als die Beatles fünf Titel hintereinander in der amerikanischen Hitparade hatten, wie der blanke Hohn. In seinem Dezernat kannte er keinen einzigen Kollegen, der aus Überzeugung Polizist geworden war; die meisten hatten nur eine vage Vorstellung davon gehabt, was sie erwartete, aber immerhin war es die einzige Vorstellung, die sie überhaupt von ihrer Zukunft hatten. Und alle erreichten sie schließlich den gehobenen Dienst und landeten im Dezernat 11 bei Karl Funkel, den sie als Autorität anerkannten, weil er kein dröger Schreibtischtyp war, sondern als ehemaliger Leiter der Abteilung Verbrechensbekämpfung und aktiver Fahnder in der Vermisstenstelle und der Mordkommission Erfahrungen vor Ort gesammelt hatte und sich nicht zu schade dafür war, selbst an den Ermittlungen teilzunehmen und Berichte zu tippen.

Im Polizeipräsidium hielten ihn einige seiner Kollegen für selbstgefällig und führungsschwach, versicherten ihm aber auf jeder Weihnachtsfeier das Gegenteil. Ihre heimlichen Witze darüber, dass er wie ein Seeräuber eine schwarze Klappe trug, weil er bei einem Einsatz ein Auge verloren hatte, kümmerten ihn schon lange nicht mehr.

»Herein!«

Es hatte geklopft. Er atmete tief durch und verscheuchte alle Gedanken, die nichts mit dem aktuellen Fall zu tun hatten.

Zwei Männer standen in der Tür. Der eine war einundsechzig Jahre alt, eher bullig als kräftig, hatte graubraunes geschneckeltes Haar, ein breites Gesicht ohne Konturen, buschige Augenbrauen und gerötete Ohren; er trug eine speckige lederne Kniebundhose und ein rotweiß kariertes Hemd, dessen Ärmel er hochgekrempt hatte, und man sah seine von grauen Haarbüscheln überwucherten Unterarme.

Der andere Mann war fünfunddreißig und sah auf den ersten Blick wie ein überkandidelter Bankangestellter aus, Seidenhalstuch, aufgenähte Lederflicken an den Ärmeln, eine Dreihundert-Mark-Hose ohne die geringste Falte; er strahlte rundum Gesundheit aus und duftete so exquisit, dass das gesamte Dezernat davon zu profitieren schien; in seiner Nähe verboten es sich die Kollegen, schlapp im Stuhl zu hängen oder ihre Füße mit den ungeputzten Schuhen auf den Schreibtisch zu legen. Er hieß Volker Thon, war Hauptkommissar und leitete das Kommissariat 114, die Vermisstenstelle. Sein Kollege in der Bundhose, der jetzt neben ihm am Arbeitstisch in Funkels Büro Platz nahm, hieß Paul Weber, und er war schon Streife gelaufen, da hatten sich Thons Eltern noch nicht einmal gekannt.

Der dreiundfünfzigjährige Karl Funkel war der direkte Vor-

gesetzte der beiden Hauptkommissare, und er war es auch gewesen, der den jungen Thon gegen den anfänglichen Widerstand vieler Kollegen als neuen Chef der Vermisstenstelle vorgeschlagen und beim Polizeipräsidenten durchgesetzt hatte.

Wirkte Thon besonders auf manche Frauen wie ein eingebildeter Schnösel, so schätzte Funkel dessen Teamfähigkeit und uneitle Art zu kommunizieren und dessen Bestreben, jeden Mitarbeiter dazu zu bringen, offen, direkt und radikal seine Meinung zu sagen, ganz gleich, wie harsch sie auch sein mochte.

»Der Bub ist zur Beerdigung seines Opas wieder da«, sagte Weber. Alle drei hatten weiße DIN-A4-Blätter vor sich liegen, auf denen sie sich Notizen machten.

»Warum ist er weggelaufen?«, fragte Thon, ohne Weber anzusehen. Funkel saß an der Schmalseite des Tisches und hörte zu.

»Weil ihn der Tod seines Opas geschockt hat«, sagte Weber. Und schrieb wie ein Journalist das Zitat auf und setzte in Klammern dazu: *Weber*. Es war ein Spleen.

»Nein«, sagte Thon. Für einige Augenblicke herrschte Schweigen. Vom Vorzimmer drang das Klappern der Schreibmaschine herüber, die Veronika bei bestimmten Arbeiten dem Computer vorzog, dessen Eigenleben sie hasste.

»Nein«, wiederholte Thon, »der ist nicht weg, weil der Opa weg ist, der ist weg, weil er mit niemand drüber sprechen kann.«

... *weil er mit niemand drüber sprechen kann*, schrieb Weber auf seinen Zettel und in Klammern: *Thon!* Mit Ausrufezeichen.

»Er ist schon zweimal getürmt, oder?« Thon drehte den Kopf zu Funkel, der nickte, aufstand und zu seinem Schreibtisch

ging. Er beugte sich vor, um etwas aus der Schublade zu holen. »Und warum ist er schon zweimal getürmt?«

Funkel fummelte in der Schublade herum. Mit seinem weinroten Sakko fegte er zwei Kugelschreiber und eine der beiden chinesischen Metallkugeln auf den Boden, die mit einem klirrenden Ploppen aufschlug und wie ein Stein liegen blieb.

Schließlich fand er, was er suchte: seine Tabakdose und die Pfeife. Gelegentlich versteckte er beides, weil er sich mit dem Rauchen einschränken wollte; doch seine Verstecke aufzustoßern war für ihn ein Kinderspiel, sogar Veronika wusste Bescheid, sie grinste jedes Mal, wenn sie ihn dabei erwischte, wie er sein Rauchzeug, Verzicht im Blick und das Versprechen auf den Lippen, lange durchzuhalten, irgendwo im Schreibtisch oder im Aktenschrank deponierte.

Er hob die glänzende Kugel und die Stifte auf, setzte sich zu seinen Kollegen ans Fenster, leckte sich die Lippen und stopfte die Pfeife, auf die er das ganze Wochenende leidend verzichtet hatte.

»Die Mutter ...« begann Funkel und roch am Tabak, »... sie sagt, er ist weggelaufen, weil er nicht verstehen konnte, dass sein Vater nicht mehr bei ihnen lebt, und er wollte ihn unbedingt wieder sehen. Er hat dann wohl auch bei ihm übernachtet.«

»Hat seine Mutter ihm nicht erklärt, was los ist?«, fragte Weber.

»Sie sagt, sie hat es versucht, aber er wollte es nicht hören. Er hat sich in sein Zimmer eingesperrt, anscheinend hängt er sehr an seinem Vater.« Funkel sog an der Pfeife und blickte zum Schreibtisch: Er hatte die Streichhölzer vergessen. Thon bemerkte den Blick und zog ein silbernes Zippo aus seinem blauen Leinensakko.

»Danke«, sagte Funkel, und der süße Rauch erfüllte ihn mit Freude.

Seine Kollegen sahen ihn spöttisch an, er winkte ab und schob das Zippo über den glatten Holztisch. Thon steckte es ein. Er rauchte Zigarillos, aber nur nach dem Mittagessen und kurz vor Dienstschluss.

»Du hast also nicht viel aus der Frau rausgekriegt«, sagte Thon, »außer dass ihr Junge die Wohnung verlassen hat, ohne zu sagen, wo er hinwollte. Welche Beziehung hatte er zu seinem Großvater?«

»Eine innige. Das war der Vater seines Vaters, und die Mutter sagt, Raphael war jedes Wochenende bei ihm in Giesing, sie sind dann auf Flohmärkte gegangen oder auf Eisenbahnausstellungen ...«

»Bitte?«, sagte Weber.

»Der Mann war früher Straßenbahnfahrer – er hatte ein Faible für Schienen ...«

»Aha ...«

»Was denkst du?«, fragte Thon abrupt und sah Weber an. Klackklacklack, kam es von nebenan, ein Stakkato, und von draußen hörte man, kaum gedämpft von den dünnen Fenstern, das Hupen der Autos.

»Eigentlich glaub ich jetzt nicht mehr, dass der Bub zur Beerdigung kommt«, sagte Weber und malte Zacken aufs Papier.

»Was ist ›eigentlich‹ und was meinst du mit ›glaub ich?‹«, wollte Thon wissen und beugte sich zu Weber hinüber.

»Der Mann ist tot, und niemand war da, um mit dem Jungen zu sprechen. Er durfte nicht Abschied nehmen, was also soll er auf dem Friedhof? Der Abschied ist vorbei. Auf dem Friedhof sind seine Eltern, die sich nichts zu sagen haben, und ein paar andere Leute, Straßenbahnfahrer, was weiß ich, und sie

schweigen sich an oder gehen zusammen ein Bier trinken, und das war's dann. Und der Junge? Raphael? Was hat er da verloren? Nein, ich hab mich geirrt, er wird nicht kommen. Er wird nicht kommen. Er weiß, dass er da nicht hingehört, er weiß, er kann überhaupt nichts machen, sein Opa ist tot, unter der Erde, und kein Mensch wird ihn da je wieder raus-holen. Nein ...« Er schüttelte den Kopf und rieb mit den Knöcheln der Hand über sein rechtes Ohr, das noch röter als ge-wöhnlich war. »Dieser Junge ist weggelaufen, weil die Welt für ihn nicht mehr stimmt. Weil die Erwachsenen ihn ent-täuscht und allein gelassen haben. Ich hab keine Ahnung, wo er stecken könnte.«

»Wir warten mit der Fahndung trotzdem bis nach der Beerdi-gung«, sagte Funkel. »Vielleicht fährt er mit der Straßenbahn kreuz und quer durch München, und dann haben wir ihn bald.«

»Und was machen wir dann mit ihm?«, fragte Weber.

In diesem Moment endete nebenan das Schreibmaschinen-geklapper, und zwei Telefone klingelten gleichzeitig. Auf Funkels Apparat blinkte ein grünes Licht.

»Dann bringen wir ihn schleunigst zu seiner Mutter zurück, was sonst?«, sagte Thon.

»Ich glaub nicht, dass er mit der Straßenbahn durch die Gegend gondelt«, sagte Weber, »ich glaub das überhaupt nicht.«